Bochumerstrasse 87.



Die Lage in Deutsch-Südwestafrika

hat einen sehr ernsten Charakter angenommen. Beistehend geben wir unsern Lesern eine Karte des in Betracht kommenden Gebietes, nebst einer besonderen Skizze von Swakopmund. Hier werden die bereits auf hoher See befindlichen Entsatztruppen landen, denen es hoffentlich bald gelingen wird, den Aufstand niederzuwerfen.

die Leiter derselben im Stande, die besten Künstler heranzuziehen und Aufführungen zu bieten, die zwar nur wenige Monate währen, aber dafür mit das Vollendetste sind, was in dieser Hinsicht gebracht werden kann.

*

Einölung und Beteerung von Straßen.

Die Behandlung des Straßenpflasters mit Oel zur Erzielung einer möglichst geringen Staubbildung hat in den verschiedenen Ländern ungleiche Erfolge gezeitigt, so daß sich über den Wert dieser vom hygienischen Standpunkt gebotenen prophylaktischen Maßregel noch kein endgültiges Urteil abgeben läßt. In Frankreich wurden in den letzten zwei Jahren mit geölten Straßen gute Erfahrungen gemacht. In England dagegen müssen die nach dieser Richtung unternommenen Versuche als gescheitert betrachtet werden. So wird aus der Grafschaft Surrey von kompetenter Seite berichtet, daß geölte Straßen sich daselbst als durchaus unpraktisch erwiesen. Innerhalb eines Zeitraumes von sechs Monaten nach ihrer Vollendung wurden sie klumpig und trocken, und die Oberfläche fast so stanzig, als ob sie überhaupt nicht geölt worden wären. Die aufgewandten Kosten standen also hier in gar keinem Verhältnis zu dem erzielten minimalen Erfolg, wobei freilich zu berücksichtigen ist, ob für diese schlimme Erfahrung nicht gewisse lokale Momente in Betracht kommen, die nicht ohne weiteres verallgemeinert werden dürfen. Zweifellos erscheint es, daß der Erfolg der Einölung vom Charakter des Bodens in erster Linie und in zweiter Linie von der Besprengung abhängig ist. In Amerika hat man neuerdings mit Einölungen Versuche gemacht, bei welchem die eingeölten Straßen mit einer etwa einen halben Zoll dicken Sandschicht bedeckt werden, die, nachdem das Oel das ganze Straßenbett durchdrungen hat, unter die Einwirkung einer schweren Dampfwalze gebracht wird. Von fachlicher Seite in Amerika werden die auf diese Weise imprägnierten Straßen als staublos, wasserdicht, elastisch und dauerhaft bezeichnet und man glaubt, daß sie für einen Zeitraum von mindestens zehn Jahren zu kostenlosen Reparaturen Anlaß geben werden. Die steigende Erkenntnis von der Gemeingefährlichkeit des Staubes als Bazillenträger läßt nunmehr auch in den Städten die Frage der Einschränkung des Staubes durch entsprechende Behandlung der Straße als durchaus aktuell erscheinen und Dank den energischen Hinweisen bedeutender Hygieniker beginnt man an maßgebenden Stellen dieser Frage erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Mit der Beteerung von Straßen, die sich in der französischen Provinz und im Auslande als ein ausgezeichneter Bundesgenosse im Kampfe gegen den Staub erwiesen hat, sollen jetzt in Paris größere Versuche unternommen werden. Man wird zunächst die Avenue de la Grande Armee in entsprechender Weise behandeln, und von dem Ausfalle des Experimentes eine Ausdehnung der Maßregel auf alle großen Pariser Verkehrsstraßen abhängig machen. Die Mittel für den Versuch konnten — so großes Interesse nimmt das Publikum an diesen Bestrebungen — durch private Subskription aufgebracht werden. Der Vorgang bei der Beteerung ist ein ähnlicher wie bei der Einölung. Die Teermischung wird auf etwa 160 Grad Fahrenheit erhitzt und dann in einer Dicke von einem halben Zoll aufgetragen. Nach einigen Stunden hat sich der Teer bereits festgesaugt und bildet schließlich mit der Oberfläche der Straße eine fest zusammenhängende wasserdichte Masse. Die von Europa ausgehende Anregung ist auch in Amerika gerne aufgegriffen worden. In den Vereinigten Staaten wurde im November dieses Jahres zum ersten Male ein Versuch mit der Beteerung einer Straße gemacht. In der Nähe von Westfield (New-Jersey) unterzog man eine tausend Fuß lange Straße der oben beschriebenen Behandlung. Das Resultat dieses Experimentes, von dem weitere Versuche abhängig gemacht werden, wird vorzüglich auch in den Kreisen der Automobilinteressenten mit großer Spannung erwartet, da die lästige und gesundheitsschädliche Staubentwickelung sich auch für den Fahrer als ein Uebelstand erweist, gegen den man mit allen Waffen anzukämpfen sucht. Ein endgültiges Urteil über den Nutzen der Straßenbeteerung wird erst möglich sein, wenn reichlichere experimentelle Beobachtungen vorliegen, und es wäre im Interesse der Gesamtheit zu wünschen, daß man auch bei uns der aufgeworfenen Frage praktisch näher treten würde. Die gegenwärtig bestehenden Ansichten über den Wert des Verfahrens bedürften noch einer Klärung. Während eine Angahl von Fachleuten sich unbedingt zu gunsten des Systems aussprechen, sind andere der Ansicht, daß das Straßenmaterial, das widerstandsfähig genug sein soll, um der durchschnittlichen Verkehrsbelastung zu genügen, zu hart ist, um sich in der wünschenswerten Weise mit dem Teer mischen zu können. Bedenkt man aber, daß mit Makadamplastern diesbezüglich bessere Erfahrungen gemacht wurden, als mit Granit, und daß über die Konsistenz unserer Plasterungsmaterialien auch noch nicht das letzte Wort gesprochen worden ist, so wird man zugeben, daß auch die weniger sanguinische Ansicht durchaus nicht einer Verurteilung des Systems gleichkommt. Erwähnt verdient schließlich zu werden, daß die Bewegung zu gunsten der Straßenbeteerung auf einen Schweizer Arzt Dr. Guglielminetti zurückzuführen ist, der für seine Idee in Paris und Nizza eine sehr erfolgreiche organisatorische Tätigkeit entfaltet hat. Die Kosten des Verfahrens sind sehr gering — in dem angeführten Falle der Avenue de la Grande Armee betragen sie kaum 1200 Francs — und würden also, selbst wenn sie von Behörden bestritten werden sollten, durchaus keine Ueberlastung eines staatlichen oder städtischen Budgets bedeuten.

*

Die Bestrebungen der Tierschutzvereine,

soviel Zeit, Kraft und Kapital auch darauf verwandt wird, werden die richtige Uebersetzung in das praktische Leben doch erst dann erfahren, wenn jede Familie einen kleinen Tierschutzverein für sich bildet. Daß gerade im Familienkreise durch Gedankenlosigkeit zurechtbar gesündigt wird, wird ein aufmerksamer Beobachter nicht ableugnen können. Der Schaden, der dadurch geschieht, ist verhältnismäßig sogar noch größer als in den Fällen augenscheinlicher, öffentlicher Mißhandlungen der wehrlosen Kreatur; denn in letzteren kann die Aufsichtsbehörde einschreiten, die öffentliche Meinung dagegen Einspruch erheben, und Stellung dagegen nehmen — wenn sie will! Was aber innerhalb der vier Pfähle geschieht, entzieht sich fast ausnahmslos der Beobachtung, wird zur gedankenlos geübten Gewohnheit; der Umfang, die Sache einmal in ihrer wirklichen, traurigen Bedeutung und ihrer ungeheueren Tragweite zu erfassen, ergibt sich nur ausnahmsweise und so wird der Brauch fortgeübt — ohne bösen Willen, das ist wohl wahr! Aber tut Schmerz und Qual, die aus Denkträgheit einem fühlenden Wesen aufgeladen wird, weniger weh, als solche, die grausamer Absicht entspringt? Und mit den urteilslos nachahmenden Kindern wächst das groß und klein in Generationen, die erst kommen sollen.

Ueber die unsäglichen Peinigungen, die Eltern durch ihre Käfer und Schmeiterlinge sammelnden Sprößlinge verüben lassen, indem sie entweder garnicht wehren oder ihrer erzieherischen Pflicht mit der Mahnung: „Aber nicht quälen!“ genügen (einer Mahnung, die aus Unkenntnis und Ungeschick nie befolgt wird), ist schon viel geschrieben worden. Es fehlt auch leider nicht an genügenden ähnlichen Punkten, an denen man anknüpfen kann. Wer gewohnt ist, die Menschen auch ein wenig nach dem Grade von Herzensgüte zu bewerten, den sie untergeordneten, aber dennoch aller Leiden fähigen Lebewesen gegenüber beweisen, bildet sich schnell eine Skala, nach deren einzelnen Stufen er Sympathie oder Abneigung verteilt. Ich möchte z. B. nichts mit einem Menschen zu tun haben, der bequem in der Elektrischen sitzt und das Studentbündchen mit lang herausbängender Zunge hinterdrein jagen läßt. (Doggen und Neufundländern kann man das wohl ohne Schaden bieten.) Wenn er so gefühlsarm gegen ein Tier ist, das er hat bezahlen müssen, wie mag er da wohl seinen Mitmenschen gegenüber sein, die er umsonst hat? Es wird trotz aller vielleicht augenfälligen Liebenswürdigkeit, nichts anderes in ihm stecken, als ein Egoist, im besten Falle ein einfichtsloser, aus Bequemlichkeit selbstsüchtiger Gedankenschwindling, der nicht umsonst ist, sich selbst zu sagen, daß (um bei dem Beispiel zu bleiben), wenn eine eilige Angelegenheit ihn nötigt, die Straßenbahn zu benutzen, er nicht ein kleines Tier mit sich führen darf, dessen physische Kräfte nicht ausreichen, ihr nachzukommen.

Daß das unbeaufsichtigte Spielen der Kinder mit ihren vierfüßigen Hausgenossen eine Quelle meist ungewollter Tierquälerei ist, das zu erläutern, ist wohl überflüssig. Ich habe auch mehr die unbedachten Roheiten der Erwachsenen berühren wollen, jene Roheiten, die so oft von weichen Frauenhänden verübt werden. Nicht etwa die Küchensünden — das Thema ist viel zu groß, um es heranzuziehen! sondern solche, wie das Einkerkern von Vögeln in viel zu kleinen Käfigen, was fast in jeder zweiten Familie geschieht. Nutlos hüpft der arme Gefangene von Stange zu Stange, die Flügel wollen sich ausbreiten, aber überall droht dieselbe beklemmende Enge. Wenn sich die Menschen die Mühe nehmen wollten, einmal darüber nachzudenken, was sie empfinden würden, wenn sie lebenslang in einem Raume eingesperrt wären, dessen Größe zweimal ihre eigene Länge beträgt — es würde ihnen vielleicht eine Ahnung aufgehen von der Grausamkeit, die sie an einem Tiere begehen, das in noch weit höherem Maße an Freiheit gewöhnt ist, als der Mensch.

In dasselbe Gebiet gehört das meist von spazierenden Vätern geübte Mitbringen lebender Tiere für die Kinder. Einzuwenden wäre dagegen nichts, wenn es Zwecken des Anschauungsunterrichtes dienen sollte und das betreffende Exemplar wieder in Freiheit gesetzt oder getötet würde. Aber das ist kaum der Fall — die Kinder freuen sich so über das seltene Spielzeug, einen bunten Käfer, ein drolliges Schneckchen; ihnen zu Liebe behält man es, bis der hilflose Gefangene verhungert ist. Wozu mag es sein, daß das Empfindungsvermögen der niederen Tierwelt nicht so fein entwickelt ist, wie unser eigenes, aber die beiden wichtigsten Qualerreger sind ihnen genau so eigen, wie uns, weil auf ihnen zu zwei Dritteln der Fortbestand alles von der Natur Geschaffenen beruht: Nahrungsbedürftigkeit und Lebensinstinkt. Wären diese beiden Faktoren nicht auch in der Tierwelt mächtig, so würde es an ein großes Aussterben gehen. Das aus Wald und Feld genommene Tierwesen, das zwischen gemauerten Wänden, auf hölzernem Fußboden, ohne Futter und Wasser Stunden und vielleicht Tage lang um sein Leben kämpft, leidet im Verhältnis dasselbe, was der Mensch leidet. Wenn man an all die Schrecken denkt, durch welche das herrschende Geschlecht der Schöpfung seine Macht dokumentiert, möchte man manchmal mit Carmen Sylva sagen: „Zuweilen muß man sich schämen, ein Mensch zu sein!“

Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei, Verantwortlicher Redakteur J. H. Knappe in Bochum.



Nr. 7. 22. Januar 1904

Die kleine Kapelle.

Preisgekrönte Novelle von A. de Boiseux. Genehmigte Uebersetzung.

(Nachdruck verboten.)

21)

Endlich erscheinen die ersten Häuser der Stadt; der Kutscher läßt die Pferde schneller laufen, um eine recht brillante Ausfahrt zu erzielen und in wenig Augenblicken wird man die Augustinerkirche erreicht haben, wo man sich trennen sollte.

Plötzlich — in der Laekenerstraße, zuckte Marzeline zusammen. Sie glaubte zwei dunkle Augen zu gewahren; Augen, deren innige Tiefe nur sie allein kannte und die nun voll Trauer und Sehnsucht erfüllt waren.

Was es Täuschung? War es der Ruf ihres aufgeregten Gewissens, das ihr immer lauter vorwarf, die bangen Zweifel ihres Freundes noch nicht gelöst zu haben? Vielleicht, ja. Gewiß ist, daß das arme Kind von seinen Gefühlen fast übermältigt wurde, und sie mußte sich auf den Rand des Wagens stützen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Glücklicherweise hinderten der Straßenlärm und die bereits eingetretene Dunkelheit ihre Schwäche zu bemerken; aber sie wankte noch, als sie den Wagen verließ, und Frau Warcollier war wohlwollend genug, den Abschied abzukürzen, damit Marzeline um so eher sich ausruhen könne.

„Sie werden bald von uns hören.“ lauteten die letzten Worte Herrn Vanderfulls, als er sich mit Blicken des Einverständnisses und warmem Händedrucke von Frau Warcollier und ihrem Sohne trennte.

2.

Die Antwort.

Die jungen Mädchen sind in ihr Zimmer zurückgekehrt und schicken sich an, zu Bette zu gehen. Marzeline ist sorgenvoll und schweigsam. Sie sieht beständig das traurige Gesicht vor sich, die flehenden Augen, das schmerzliche Erstaunen, das sich in denselben wiederspiegelt, ihr in so munterer Gesellschaft zu begegnen, während er wartet und leidet. Und doch ist es nicht ihre Schuld, wenn sie ihren Onkel und seine Freunde auf einer Landpartie begleiten mußte; die Vergnügungstour ohne ihn hat ihr ja im Grunde des Herzens nicht einmal Freude gemacht. Jetzt ist sie sogar mit sich selbst unzufrieden, daß sie an der Fröhlichkeit der anderen teilgenommen und auf Augenblicke dessen vergessen hat, der doch allein ihr ganzes Herz besitzt.

Georginchen betrachtete ihre Schwester mit ungewohnter Aufmerksamkeit. Auch sie ist tief bewegt. Sie scheint etwas sagen zu wollen, und nur auf einen günstigen Augenblick zu warten. Aber nicht lange kann sie ein Geheimnis bewahren, und so platzt sie heraus:

„Du siehst aus, als wenn Du traurig wärest, Marzeline.“

„Nein,“ erwiderte lebhaft die Ungeredete, die aus einem Traum zu erwachen scheint, „ich bin müde.“

„Ach was, ich habe wohl gesehen, daß Dich etwas beschäftigt.“

„Ja, was meinst Du denn eigentlich?“

„Was ich meine? Du brauchst vor mir nichts zu verschweigen, ich weiß doch alles.“

Marzeline wurde unruhig und Georgine fuhr fort:

„Ich weiß, daß Du heiraten willst, und ich weiß auch, wen.“

„Mein Gott, wer hat Dir das gesagt?“ rief Marzeline, die ganz rot wurde und ihre Schwester erschreckt ansah.

„Ich weiß sogar, daß in einem Monat die Hochzeit gehalten wird.“

Bei diesen Worten wurde Marzeline ruhiger. Georgine wollte sie gewiß nur necken.

„Du machst Scherz,“ antwortete sie.

„Nein, nein, in einem Monat; die Sache ist ja in meinem Beisein geordnet worden.“

„Geh', Du bist närrisch.“

„Nicht im geringsten, höre nur alles. Du erinnerst Dich, daß ich auf dem Kanapee eingeschlafen war, als Du mit Herrn Friedrich gingst, um Dein Bouquet zu holen. Durch eine laute Unterredung, die der Onkel mit Frau Warcollier hatte, wurde ich geweckt. Die beiden schienen sehr erregt zu sein und ich wagte nicht, sie zu stören. Ich hielt mich deshalb ganz ruhig und so hörte ich gegen meinen Willen alles, was sie sagten.“

Marzeline erblaßte.

„Was haben sie gesagt? O, ich bitte Dich, liebe Georgine, sage mir doch rasch alles, was Du gehört hast.“

„So, so, bin ich jetzt wieder Deine liebe Georgine?“

„O, bitte, bitte, sag doch schnell.“

„Nun ja. Frau Warcollier stand auf und der Onkel auch. Frau Warcollier hat ihn um Deine Hand für ihren Sohn, und Onkel Vanderfull sagte Dich ihm zu.“

„Wie, er hat zugesagt?“ rief Marzeline erschreckt. „Zugesagt, ohne mich zu fragen?“

„Er hat gesagt, das wäre ausgemachte Sache. Es ist übrigens sicher, Herr Friedrich ist ein sehr liebenswürdiger, junger Mann, und Du wirst jedenfalls sehr glücklich mit ihm werden.“

„Nein, Georgine, nein! Ich will nicht! Ich will mich nicht verheiraten . . . mit Herrn Friedrich.“

Und die arme Marzeline zerfloß in Tränen.

Georgine war zuerst starr vor Erstaunen, dann fiel sie ihrer Schwester um den Hals.

„Verzeihe mir, meine liebe, liebe Marzeline“, rief sie außer sich, „ich wollte Dir keinen Kummer machen, im Gegenteil . . .“

„Wieso, im Gegenteil?“ schluchzte Marzeline.

„Ganz gewiß! Er gefällt mir so sehr, dieser Herr Friedrich! Er ist so liebenswürdig, so gefällig, so amüsant. O, wenn ich nicht noch so klein wäre! . . .“

Aber Marzeline hörte nicht auf das Geplauder ihrer Schwester.

„Nein, nein“, wiederholte sie mit vor Weinen erstickter Stimme; „ich heirate diesen Herrn Warcollier nicht, und wenn man mich zwingen will, gehe ich ins Kloster.“

„Ins Kloster!“ Diese Worte machten plötzlich allen Reflexionen Georginchens ein Ende. Jetzt fing auch sie zu weinen an. Mit beiden Armen hielt sie ihre Schwester fest umschlungen, und das Köpfchen an ihre Brust gelehnt, flüsterte sie in zärtlichem Ton:

„Marzeline, meine liebe Marzeline, Du darfst mich nicht verlassen! Ich habe schon Kummer genug ausgestanden, als Du in Brügge warst.“

Marzeline neigte den Kopf hernieder. Mit den Lippen berührte sie die Stirn des vor ihr stehenden Kindes und ihre Tränen mischten sich in inniger Umarmung.

O, wer Georgine gesagt hätte, daß dieser Tag so traurig enden würde!

Endlich raffte Marzeline sich auf! Sie suchte ihres Kummers Herr zu werden und ihre Schwester zu trösten.

„Komm, Georginchen,“ sagte sie herzlich, „wir wollen unser Abendgebet beten und Gott und die heilige Jungfrau und den heiligen Michael bitten, daß wir zusammenbleiben dürfen. Onkel Vanderfull ist nicht böse und er läßt sich gewiß erweichen.“

„Aber warum willst Du den Herrn Friedrich nicht?“ flüsterte Georginchen zärtlich und sah ihre Schwester unter Tränen lächelnd an.

„Das sage ich Dir später einmal, liebes Schwesterchen. Bis dahin laß uns auf Gott vertrauen.“

„Aber Du könntest auch wohl Vertrauen zu mir haben."

„Ich bitte Dich, mein Herzchen, dringe nicht weiter in mich! Ich würde nun wieder traurig werden, und Du siehst wohl, jetzt bin ich ruhig."

Die beiden Schwestern knieten nieder und ihre weichen, wohlklingenden Stimmen klangen heute noch weit inniger als sonst. Dann umarmte Marzeline ihr Schwesterchen und holte ein kleines Packetchen aus ihrer Kommode.

„Wie, Du willst noch nicht schlafen gehen, Marzeline?" fragte Georgine.

„Es fällt mir gerade ein, daß Onkel Banderfull morgen die Handschuhe benutzen wollte, die er mir zum Ausbessern gegeben hat, und gerade jetzt möchte ich seine Unzufriedenheit nicht erregen. Es ist übrigens nur um eine Viertelstunde zu tun. Sorge Dich nicht um mich, ich bitte Dich. Schlaf, liebes Kind."

Georgine war nicht überzeugt, daß die Handschuhe durchaus heute Abend noch ausgebessert werden mußten. Sie hatte wohl gesehen, wie viel es ihre Schwester gekostet hatte, sich zu beherrschen. Jetzt wollte das gute, willensstarke Mädchen gewiß nur ihren Schmerz allein tragen und ungesehen ihren Tränen freien Lauf lassen.

Nachdem sie Marzeline noch einen recht herzlichen Kuß gegeben hatte, der alles enthielt, was sie ihr noch hätte sagen mögen, legte Georginchen sich nieder und blieb unbeweglich in ihrem Bettchen liegen; aber sie kämpfte mutig gegen den Schlaf an, der ihr wie ein Unrecht erschien, so lange ihre Schwester eine Beute ihres Kummers war. Sie wollte wenigstens zu ihrem Trost da sein, wenn der Schmerz von neuem bei ihr zum Ausbruch käme.

Marzeline zündete die Lampe an, setzte sich an ihr Arbeitstischchen und begann zu nähen; aber schon bald ruhte die Nadel in ihrer Hand und das feuchte Auge des armen jungen Mädchens ließ erkennen, daß der Geist bei einer ganz anderen Arbeit weilte.

Großer Gott, wie unglücklich war sie! Was sollte sie tun? Wie sollte sie es anstellen, die Sinnesart ihres Onkels zu ändern? Lieber alles Andere, als einen andern als Moritz heiraten.

Das hieße, nicht nur ihrem Herzen zuwider handeln, sondern auch ihrem Gewissen, denn sie hielt sich mit ihm durch feierliche Versprechungen verbunden.

Wenn also der Onkel auf seinen Absichten bestand, so blieb ihr nichts weiter als das Kloster. Sie fürchtete zwar das Klosterleben nicht. Sie war häufig während ihres Aufenthaltes in Brügge in dem Kloster der barmherzigen Schwestern gewesen, bei denen eine ihrer Freundinnen eingetreten war. Sie hatte oft genug Gelegenheit gehabt, den heiteren Seelenfrieden der neuen Schwester, die ihr viel von dem Krankendienst erzählt hatte, zu bewundern. Wie viel Unglück, wie viel Elend lernte die Ordensfrau kennen! Wie viel Mühe und Selbstverleugnung brachte ihr ihr Stand, aber auch wie viel erhabenen Trost!

Es gibt kein Leiden in der Welt, das nicht Erleichterung fände durch die hingebende Pflege dieser opferwilligen Seelen! Wie wissen sie über den Schmerz fortzuhelfen und wie groß ist ihre fast mütterliche Freude, wenn es gelungen ist, ihn zu bekämpfen. Wie oft verdanken die Kranken weit mehr noch deren aufmerksamer Pflege, ihrer gottergebenen Selbstverleugnung und heroischen Pflichterfüllung als den Aerzten und deren Heilmitteln die endlich erlangte Wiederherstellung. Gott allein kennt die Verdienste, die sie sich sammeln, und er allein wird sie lohnen. Hat vielleicht, dachte Marzeline, der barmherzige Gott, der seine Auserwählten überall zu finden weiß, und der die Liebe zu ihrem Berufe in ihre Herzen legt, mir diesen Kummer geschickt, um mich in ihre Reihen zu rufen? Ja, ja, wiederholte sie, ich werde entweder die Frau von Moritz oder barmherzige Schwester."

Barmherzige Schwester! Ja, ich, ich würde mich darein ergeben! Aber er! Ach, armer Moritz! Ach, teurer, unglücklicher Freund, was würde aus Dir werden, wenn mein Onkel . . . mein Onkel? Aber vielleicht ist mein Onkel gar nicht so unbarmherzig, wie wir glauben! Er liebt mich . . . Ja, ganz gewiß liebt er mich, und deshalb gerade wollte er mir einen Gatten nach seiner Wahl vorschlagen . . . Er wird Mitleid haben mit meinem Schmerz . . . er wird mich nicht unglücklich machen können. Und dann, er kennt Moritz nicht . . . wenn er ihn sähe . . . . ihn hörte . . . Wer könnte wohl, ohne blind zu sein, den jungen Gecken von heute Nachmittag dem ernsten, so sympathischen jungen Manne vorziehen? Mit Wohlgefallen vertiefte Marzeline sich in diese Gedanken.

Hatte nicht gerade in seinem gestrigen Briefe Moritz den Wunsch ausgesprochen, sich Herrn Banderfull vorzustellen, ihn von seinen Absichten, seiner Stellung in Kenntnis zu setzen und ihn um seiner reinen, innigen Liebe willen anzuflehen, sie glücklich zu machen?

Wenn Herr Banderfull erführe, daß diese Liebe erwidert wird, daß das Glück seiner Nichte davon abhängt, so müsse er doch nachgeben, oder aber — er wäre der grausamste der Menschen

„Ja, das wird helfen, das wird ganz gewiß helfen," dachte Marzeline, und ein Hoffnungsstrahl verklärte ihre Züge; „Moritz muß mit meinem Onkel sprechen, dann sind wir gerettet!"

Wie aber sollte eine solche Zusammenkunft zu Stande kommen? Sollte sie ihrem ersten Gedanken folgen und Lisbeth ins Vertrauen ziehen, damit sie ihnen helfe? Wie viel Zeit würde da unnütz verloren gehen, während Herr Banderfull sich immer mehr in seinen unglückseligen Plan vertiefte und vielleicht noch neue Verpflichtungen einging! Und dann, wenn Herr Banderfull nicht gleich nachgeben wollte, so war gewiß die arme, schlichterne Kousine die letzte, die ihm entgegentreten würde! Und doch hing alles vom ersten Eindrucke ab!

Marzeline sah in Gedanken, wie der Onkel gleich zu Anfang der Mitteilungen in Zorn geraten würde, wie er mit der Faust auf den Tisch schlagen und ihrer erschrockenen Abgesandten jedes weitere Wort vom Munde wegnehmen würde.

Nein, nein, so würde man nicht zum Ziele kommen. Herr Banderfull mußte überrascht, überstürzt werden. Ein unerwarteter Besuch von Moritz würde ganz zweifellos weit mehr Erfolg haben, als die ganze ungeschickte Diplomathie der furchtsamen Lisbeth. Ein alter, eingefleischter Soldat, wie der Onkel war, konnte unmöglich dem offenen, rechtschaffenen Wesen, dem sicheren Blick und dem stolzen, männlichen Auftreten ihres Bräutigams gegenüber unempfindlich bleiben.

Das ist die beste Aussicht auf Erfolg; weder Lisbeth, noch Marzeline, noch irgend ein anderer kann seine — nein, ihre — Angelegenheit besser vertreten als Moritz selber.

Marzeline stand auf: ihr Entschluß war gefaßt.

Sie horchte nach der Seite hin, wo Georgine ruhte, auf den Fußspitzen schlich sie bis zu ihrem Lager und rief sie leise beim Namen, aber sie antwortete nicht. Sie schläft ganz gewiß, dachte sie.

(Fortsetzung folgt.)

im Forstgarten in einer Mondnacht in seine Arme hatte ziehen dürfen.

„Ist da jemand?" fragte Lore jetzt so mutig, wie ihr es ihr Herzklopfen zuließ.

„Ich bin es, gnädige Frau. Habe ich Sie vielleicht erschreckt?"

Lore war nur zu froh, daß das Gespenst gleich Fleisch und Blut gewann, ob es nun zu einem Assessor von Schierstedt wurde oder zu einem anderen. Sie war nicht mehr allein. Der junge Mann sprang über den Graben und stand im nächsten Augenblick neben der jungen Frau, deren Hand ehrerbietig an die Lippen ziehend. Er hielt sie länger als nötig, so daß sie ihm unsanft entzogen wurde, indessen Frau Lore sagte: „Ich gehe meinem Manne entgegen und begreife nicht, daß er noch nicht kommt. Haben Sie ihn vielleicht gesehen?"

„Ich komme aus dem tiefen Walde, gnädige Frau, und betrete soeben erst diesen Weg," log der junge Mann, obgleich er schon lange neben Frau Lore im Dunkeln einhergeschlichen war.

Lore blickte unruhig umher: „Hier muß doch bald der Weg nach Waldfried abbiegen?"

„Nach der Schenke wollen Sie?" fragte Schierstedt erstaunt, „aber die liegt doch weit hinter Ihnen. Sie haben den Weg verfehlt."

„Mein Gott, wie wird sich mein Mann ängstigen. Er ist sicher längst auf dem Heimwege und findet mich weder auf dem Wege noch zu Hause."

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, in meiner Begleitung kommen Sie rasch heim. Ich kenne einen Nichtweg, der die Entfernung bedeutend kürzt."

In dem Bestreben, so schnell als möglich nach Hause zu kommen, folgte Lore ohne Besinnen dem Voranschreitenden, der in eine schmale Schneise zur Linken einbog. Das Mondlicht war jetzt hell genug geworden, und bald eilte, wie eine leichte Elfe, Lore dem jungen Manne voran, der sie mit leidenschaftlichen Blicken umfing. Nun gehörte sie für einige Zeit ihm, ihm ganz allein.

Dichtes, weiches Moos bedeckte den Boden, die dahineilenden Füße weckten keinen Laut, schweigender Zauber der Mondnacht umfing traumhaft die Sinne. Wie die Gedanken kamen und gingen. Aus alten Zeiten tauchten Erinnerungen auf, gleich dem Springquell aus den Tiefen der Erde. Lauschte Frau Lore dem murmelnden Sang? Sie hielt ihr Köpfchen nicht mehr so stolz auf den Schultern, in den Augen lag es wie süßes Dämmern, ihr ganzes Sein atmete süßes Glück.

Ein liebliches Lächeln huschte über Frau Lores Züge, als sie jetzt ihre Schritte verhielt, um sich voll echt weiblichen Mitleids dem armen Sünder zuzuneigen, dessen zartes, ehrerbietiges Schweigen sie rührte.

„Nun kann ich meinen Weg allein finden, Herr von Schierstedt," unterbrach sie freundlichen Tones das lange Schweigen.

„Sie werden mir gestatten, daß ich Ihnen bis zum Schlusse das Geleit gebe, gnädige Frau? Wir haben immerhin noch ein Viertelstündchen Weg vor uns."

„Gerne, Herr von Schierstedt!" lautete ihre Antwort, doch als sie von neuem weiterschritten, ging sie zu seiner Seite und plauderte fröhlich von allerhand Dingen. Er sollte fühlen, daß sie vergessen wollte, daß die Vergangenheit tot für sie sei. Sie bemerkte nicht, wie ihre Nähe ihn berauschte — zwang sie doch der schmale Weg, Seite an Seite zu wandern — sie ahnte nicht, daß der Wohllaut ihrer Stimme, das helle Lachen, der freundliche Blick ihrer blauen Augen das heimliche Feuer schürten, welches sein Herz verzehrte. So schrak sie jählings zusammen, als die Hand des jungen Mannes sich plötzlich mit leisem Druck auf ihren Arm legte, während die erstickten Laute: „Lore, ach Lore!" sie vor etwas Unerwartetem, Gefährlichem warnten. Was wußte sie von der Glut verschmähter Liebe, die in wahnsinnigem Verlangen nach ihr dürstete. Daß Schierstedt Liebe begehrte, wo sie ihm Mitleid bot, verblüffte sie zuerst derart, daß sie ihn verwirrt anblickte, während er in hastender Rede sie beschwor: „Verzeihe mir, was ich an Dir tat. Du bist gerecht, Lore, denn ich liebe Dich, heißer noch, als in der Mondnacht, da Du an meinem Herzen lagst. Einmal noch laß es mir Dir sagen, einmal noch sieh' mir ins Auge, wenn auch nicht in Liebe, so doch in Erbarmen mit meiner Qual. Du bist glücklich, Lore, und das ist meine gerechte Strafe. Ich fühle es, ich lese es in Deinen Augen, Deine Liebe zu mir ist erstorben, nicht ein Funke glüht mehr unter der Asche der Erinnerung. Oder irre ich mich, sprechen Deine Blicke noch von liebevollem Gedenken, bist Du den Mann Deiner ersten Liebe noch nicht ganz vergessen? Sprich, Lore, um alter Zeiten willen." — Feste legte sich die Männerhand auf den Arm des jungen, schönen Weibes.

Schweigend machte sie sich los und schweigend blickte sie ihn an, wie er jetzt vor ihr stand, ungebärdig in den Augen ein heißes Leuchten, ein Bild trotziger Leidenschaft. Dann streckte sie ihm mutig die Hand hin mit der innigen Bitte:

„Nicht so, Hans, wenn Sie mich wirklich lieben, so stören Sie mir mein Glück nicht. Wir wollen Freunde sein, Hans. Versuchen Sie es nur, es wird schon gehen. Blicken Sie um sich, und lesen Sie in anderen Frauenaugen, als in den meinen. In Notentann kenne ich ein paar, das eine nur zu verständliche Sprache redet. Und nun gehen Sie, lieber Freund, es wird alles gut werden, wenn Sie nur ernstlich wollen."

Fortsetzung folgt.

Frau Lore.

Roman von J. Jobst.

(Nachdruck verboten.)

Ich werde nicht klug daraus, er preßt meine Hand, daß ich aufschreien möchte, oder er umarmt mich stürmisch — meist begnügt er sich damit, Bubi jubelnd in die Höhe zu schwingen und ihn mit strahlenden Augen ans Herz zu drücken. Gestern sagte der alte Herr seufzend zu Walter, der uns von der Terrasse abholte, wo ich mit den Kindern bei den Herrschaften saß: „Könnten wir nicht einen Kontrakt auf Lebenszeit schließen, Herr Assessor? Werden Sie nicht zu stolz werden, mein lieber Schulz, es ist nur wegen dem da." Damit schloß er Werner zum Abschiedskuß in die Arme. Und wissen Sie, was Walter antwortete: „Ich will's nicht verschwören, Herr Baron!" und schüttelte ihm alsdann kräftig die Hand. Es war wohl nur ein Scherz von ihm, denn wenn er auch an diesem Stückchen Erde hängt, als wäre es sein Eigen, er wird doch nicht immer Administrator bleiben wollen."

„Besonders nicht unter einem neuen Herrn, wenn der Baron einmal zu seinen Vätern versammelt wird."

„Wer ist denn eigentlich der Erbe dieses schönen Besitzes?" fragte Lore aus tiefen Gedanken heraus. „Man hört nie etwas von ihm."

„Baron Udo von Schulz, Sohn des jüngsten, verstorbenen Bruders unseres Barons."

„Und wo lebt der Glückliche?"

„Ich weiß es nicht. Der alte Herr war ganz zerfallen mit seinem Bruder und durch das furchtbare Unglück verbittert. Niemand darf an diesen Punkt rühren. Er haßt den Erben, der nicht sein Sohn ist!"

„Wie traurig!" sagte Lore wehmütig. „So war der junge Mann nie hier?"

„Nein, und mir wurde einmal durch Umwege die Kunde, daß er sich sehr darüber grämen soll."

„Der Aermste!"

„Ach, Frau Lore, er ist nicht der am meisten zu Beklagende, viel mehr Mitleid müssen wir mit dem alten Herrn haben, der sich durch seine Härte um die Liebe seines einzigen Verwandten brachte. Seine beiden Brüder sind nämlich auch schon lange gestorben, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Doch ist es noch nicht aller Tage Abend, der alte Herr ist ein ganz anderer geworden, der alte Haß und die Verbitterung weichen. In letzter Zeit beginne ich manche Hoffnung zu hegen, wenn ich an Ihren und der Ihrigen guten Einfluß denke. Gott segne Ihren Knaben."

Zum zweiten Male hörte Frau Lore dieses Wort aus dem Munde eines Greises. Tief ergriffen von Glück und Wehmut beugte sie sich demütig herab und zog die Hand des Greisen an ihre Lippen. Dann schieden sie.

„Gott segne meinen Knaben!" Leise flüsterten es ihre Lippen, das Herz wurde ihr weit. Ihre Augen suchten den Himmel, der in nächtliches Dunkel tauchte, doch im Osten schimmerte es silberhell, in kurzem würde sich des Mondes mildes Licht ergießen über die schweigende Welt.

Wie einsam es hier war! Lore schritt rasch auf dem breiten Waldweg hin, der zur Waldschenke führte. Walter mußte sich verspätet haben. Ob dem Vater etwas zugestoßen war? Eine heiße Angst stieg in ihr auf und sie flehte zu Gott: „Laß mir noch Zeit, ihm nahe zu treten, damit das Furchtbarste meines Lebens in Versöhnung ende. Schenke mir die Kraft, damit ich seine Seele zur Reue bekehre und sie dem ewigen Leben gewinne."

Es kam über sie mit dem Drange, ihn gleichzeitig zu sehen, ihr Werk noch heute zu beginnen. Ihre Schritte wurden immer rascher, sie lief zuletzt mit glühenden Wangen dahin. Ihr Herz bebte vor innerer Aufregung und ihre Augen suchten nach dem Wege, der sich doch hier abzweigen mußte, um sie in zehn Minuten an das Ziel zu bringen. Sie wollte die Schenke erreichen, noch bevor ihr Mann sie verließ — zur Umkehr würde sie ihn doch nicht bewegen. Der Mond schwebte langsam empor und sandte sein Licht in breiten Strahlen auf den schnurgerade verlaufenden Weg. Seltsame Schatten warfen die im Nachtwinde rauschenden Baumkronen auf die Umgebung, sie tauchte im Gegensatze zu der stetig sich steigernden Helle in rabenschwarze Nacht. Lores Blicke flogen scheu in das Dickicht zur Rechten und zur Linken. Einen Augenblick war es ihr, als bedrohe sie etwas, und sie wandte sich zur Flucht. Dann aber flog ihr Köpfchen in den Nacken, und sie schalt sich ob ihrer Feigheit und eilte vorwärts; gleich mußte der Weg kommen, der sie direkt in die schützende Nähe ihres Mannes brachte. Daß der rechte Weg schon weit hinter ihr lag, und sie bei dem trügerischen Spiel der schwankenden Schatten vorüber getaufen war, ahnte sie nicht.

Ein Knacken ganz in der Nähe ließ sie emporfahren, sie war zu Tode erschrocken. Dem unvorsichtigen Lauscher, der dort wohl verborgen hinter den Stämmen des Waldes stand, klopfte das Herz vor wahnsinnigem Verlangen. Hans von Schierstedt blickte wie verzückt auf die liebliche, helle Frauengestalt, die dort vor ihm stand, von Mondesstrahlen umwoben wie ein Feenmärchen. Es dünkte ihm wieder dieselbe Lore zu sein, die er fern von hier

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

23. Januar.

1536: Joh. v. Leyden und Knipperdolling, Wiedertäufer, in Münster hingerichtet. 1753: S. Berkeley, engl. Philosoph, †. (Oxford.) 1761: Fr. v. Matthison, Dichter, geb. (Hohendodeleben). 1806: William Pitt, der Jüngere, †. (London). 1814: Blücher erstürmt Ligny. 1830: Gallifet, französischer General, geb. (Paris.) 1843: Freiherr de la Motte-Fouque, Dichter, †. (Berlin). 1866: Lenne, Landschaftsgärtner, †. (Potsdam). 1883: Gustav Dore, Zeichner und Maler, †. (Paris). 1893: F. Zorilla y Moral, spanischer Dichter, †. (Madrid).

London als Musikstadt.

Daß die mehr oder weniger vereinigten drei Königreiche England, Schottland und Irland sich durch die bedeutende musikalische Begabung ihrer Bewohner auszeichnen, wird außer diesen selbst niemand behaupten wollen. In den letzten Jahrzehnten haben sie zwar auch auf musikalischem Gebiete manchen Lorbeer eingeheimst, aber es war doch nur das leichte Genre, die Operette, in der sie sich auszeichneten. Doch hat der „Mikado" immerhin seinen Siegeszug fast über die ganze zivilisierte Welt genommen, und man wird es daher keine unverdiente Ehre nennen können, wenn dem Schöpfer desselben, Arthur Sullivan, in der St. Pauls-Kathedrale die letzte Ruhestätte gegeben worden ist. Er hat entschieden ein ganz eigenartiges Genre geschaffen, vornehm und graziös, und sicher manche Liebhaber für dasselbe gewonnen, die früher seine ausgesprochenen Gegner waren. Aber so reizend die englische Operette auch sein mag, es genügt dies noch nicht, um die Nation, die sie hervorgebracht, eine musikalische, und den Schöpfer, die allerliebsten Melodien geschaffen, einen großen Meister zu nennen. Und wie sie bezüglich großer Komponisten nicht nur arm, man kann mit Recht sagen, absolut besitzlos ist, so auch betreffs hervorragender Virtuosen. Selbst großer Sänger oder Sängerinnen kann sich Großbritannien nicht rühmen. Die Melba allerdings ist eine Untertanin König Eduards, aber ihre Wiege hat in Australien gestanden, und die Albani hat das Licht der Welt in Kanada erblickt. In beider Adern aber rollt lateinisches Blut. Die Engländer haben sich auch daran gewöhnt, Adelina Patti als eine der Ihren zu betrachten, gleich wie sie gern Händel als einen Briten gelten lassen möchten, aber andere Völker wollen weder die erstere noch den letzteren als englische Berühmtheiten anerkennen, und gerade diesen gegenüber möchte man doch als musikalisch gelten. Aber trotz dieser Unfruchtbarkeit der drei Länder auf diesem Gebiete — Irland wird manchmal als sangreich hingestellt, hat aber in Wirklichkeit auch nichts geleistet —, eine Unfruchtbarkeit, die unheilbar scheint, bringen die Engländer der Musik eine Liebe entgegen, die geradezu etwas rührendes hat. Wie die wahre Liebe es soll, urteilen sie häufig gar nicht, sondern nehmen alles mit Entzücken auf, was ihnen in dieser Hinsicht geboten wird. Trotzdem wäre es nicht richtig, wenn man ihnen alles musikalische Verständnis absprechen wollte. Die Kapellen von St. Paul und Westminster stehen den berühmtesten dieser Art nicht nach, und profane Musik wird in London in einer Weise ausgeführt, wie kaum in einer anderen Stadt. Gewiß sind es nicht eingeborene Künstler, die sie ertönen lassen, aber die englische Metropole kann sich eben rühmen, die besten Kräfte heranzuziehen. Es gibt kaum einen deutschen, ungarischen, polnischen Virtuosen, der nicht die Bestätigung seines Rufes in einem Londoner Konzertsaale holte, wobei er es nicht als einen Nachteil betrachtet, daß zugleich mit dem Lorbeer Gold auf ihn herabregnet. Aber der internationale Charakter zeigt sich noch mehr in der Opernmusik; nirgends wird der Beweis, daß die Musik eine Universalsprache ist, besser geführt als hier. Allerdings nur während kurzer Zeit alljährlich. Die Pantomime und die Operette herrschen in den Theatern aller Teile der Riesenmetropole vom 1. Januar bis zum 31. Dezember, die Musik findet selbst ihren Weg dort, wo Stücke in Prosa aufgeführt werden und seufzt bei jeder Liebesszene und zittert bei jedem dramatischen Vorgang. Die Oper herrscht nur in einem Theater allein und während der Season, aber sie herrscht dann auch als mächtige Königin. Während drei Monaten, vom Mai bis zum August, bietet Covent Garden ein wunderbares Kaleidoskop musikalischer Bilder. In den Theatern wiederholen sich die Vorstellungen ohne Unterbrechung oft während langer Monate, in Covent Garden ziehen in kurzen Wochen dreißig und mehr Opern an dem Publikum vorüber. Aber jede einzige, obgleich sie nur zwei oder drei Mal gegeben werden kann, wird aufs sorgfältigste einstudiert und mit größtem Luxus auf die Szene gebracht. Man könnte von jeder Vorstellung meinen, sie sei eine ausnahmsweise zu Ehren erlauchter Gäste mit besonderem Glanze ausgestattete. Allerdings entsprechen die zu zahlenden Preise dem was geboten wird, und nur Leute, die auch sonst gewöhnt sind, stets das Beste zu erhalten, können sie sich im allgemeinen leisten. Die ersten Ränge bilden Logen, die fest vermietet werden zu enormen Preisen, die „Stalls", unseren Parkettplätzen entsprechend, kosten je 25 Mark. Jede Oper wird in der Sprache aufgeführt, für die die Musik geschrieben ist, und mit Künstlern, für welche dieselbe die Heimatslande bedeutet. Nun sind die Engländer nichts weniger als polyglott, sie kennen im Gegenteile gewöhnlich nur ihr eigenes Idiom, aber sie ziehen es vor, das Libretto in der Uebersetzung zu lesen und das Werk in der Ursprache zu hören, mit der die Musik sich doch am intimsten verbindet. Es gibt kaum ein Theater des Kontinents, das diesem Beispiele zu folgen wagte, die Pariser schwärmen jetzt für Wagnersche Opern, aber in deutscher Sprache möchten sie sie doch nicht hören wollen. Die Opern sind nicht nur aufs prächtigste ausgestattet, sondern auch Künstler allerersten Ranges, die „Stars" aus aller Herren Länder bringen sie zur Darstellung. Das einzige, was nicht auf der Höhe steht, ist das Theater selbst. Auf einem Platze gelegen, auf welchem der Frucht- und Gemüsemarkt stattfindet, durch enge, winklige, schmutzige Straßen zu erreichen, bildet es auch innen kaum den richtigen Rahmen für die schönen Damen in den eleganten Gesellschaftstoiletten, auf deren weißen Nacken, Armen und kunstvoll frisierten Haaren die kostbarsten Diamanten funkeln. Aber das hindert das vornehme Publikum, das Herrscherpaar an der Spitze, nicht, die Vorstellungen zu besuchen, und auf die Weise kräftig unterstützt, sind